

Neues jüdisches Schachergeschäft

„Weltwährungsplan“ soll Geldsackdiktatur sichern

DRS Berlin, 24. April. Seit fast einem Jahr drühten die USA-Finanzjuden darüber nach, auf welche Weise sie am besten die nutzlos gewordenen 21 Milliarden Dollar Goldreserven der Vereinigten Staaten nutzbar machen könnten. Sie glauben, das Problem jetzt gelöst zu haben und kommen mit einem sogenannten neuen „Währungsplan“ heraus, den jetzt einer der größten Finanzmagnaten der USA, Roosevelt's jüdischer Finanzminister Morgenthau, bekannt gab.

Danach ist ein internationaler Weltwährungsfonds von 8 Milliarden Dollar vorgesehen, der auf dem Goldstandard beruhen soll und der später durch den Beitritt der jetzt noch nicht teilnehmenden Länder auf 10 Milliarden Dollar erhöht werden soll, ein Teil soll in Gold eingezahlt werden. Alle Teilnehmer sollen aus diesem Fonds Dividenden in beschränktem Umfang erhalten.

Mit diesem neuesten und raffiniertesten Ausbeutungsmanöver, dem größten jüdischen Schachergeschäft überhaupt, glaubt die jüdische Weltfinanz auf die einfachste Art ihr Ziel der Ausplünderung der Völker und Verelendung der Welt erreichen zu können. Das internationale Finanzjudentum will mit diesem Plan nicht nur alle Währungen kontrollieren, sondern im Falle eines Krieges allen Nationen das Maß ihrer wirtschaftlichen Betätigung und Güterverfügung vorschreiben. Damit würde nicht mehr die Arbeit, die das nationalsozialistische Deutschland über das Gold stellt und damit dem schaffenden Menschen den größten Wert zuerkennt, sondern das Gold, das Sinnbild des jüdischen Schmarotzertums, herrschen. Mit der Durchführung dieses Planes, nach dem die einzelnen Völker nur nach der Höhe ihrer Teilhaberschaft an dem Währungsfonds Zugang zu den Rohstoffen und Lebensmitteln der Welt hätten, würden gleichsam alle Völker der Erde in goldene Ketten gelegt und in ihnen zu Arbeitsflaven herabgewürdigt. Die Freiheit der Völker wäre dann endgültig dem göhnen Gold geopfert, aber zugleich auch die Geldsackdiktatur des Weltjudentums festgesetzt. Daß diese jüdische Weltausbeutung nicht zu ihrem Ziel kommen wird, dafür werde die deutsche Wehrmacht und ihre Verbündeten einen Kampf und schließlich Sieg sorgen.

Deutsch-kroatische Schicksalverbundenheit

DRS Berlin, 24. April. Der Befehlshaber der kroatischen Wehrmacht, Generalleutnant Cautic, hielt im kroatischen Rundfunk eine Ansprache, in der er einleitend die Tapferkeit, Ausdauer und Treue der kroatischen Soldaten pries. Es gelte, den endlich erzwungenen freien und unabhängigen Staat Kroatien zu erhalten, der den großen Opfern der kroatischen Patrioten zu verdanken sei. Von jenem Augenblick an, wo kroatisches und deutsches Blut für das allgemeine Wohl unseres Vaterlandes und für eine gerechtere neue Ordnung Europas fließt, ist die Grundlage für eine Schicksalverbundenheit und Einigkeit des deutschen und kroatischen Volkes gegeben. Wir sind stolz, daß wir für die vom deutschen Volke und deutscher Wehrmacht geleistete Hilfe unsere Treue entbieten können und wir sind immer bereit, was wir mit Gold nicht zahlen können, mit Blut einzulösen. Auch die besten deutschen Söhne opfern ihr Leben auf unseren Fluren und Helsen, unser Bund ist ein Vertrag zum gemeinsamen Wohle, mit dem Blute deutscher und unserer besten Söhne geschrieben.

Erneute finnisch-sowjetische Fühlungsnahme gescheitert Ein amtliches finnisches Communiqué

DRS Helsinki, 24. April. Die nach der finnischen ablehnenden Antwort vom 17. April durch schwedische Stellen aufs Neue betriebene Fühlungsnahme zwischen Finnland und der Sowjetunion über die sowjetischen Bedingungen eines sowjetisch-finnischen Waffenstillstandes sind nach einem amtlichen finnischen Communiqué als gescheitert zu betrachten. In der finnischen Verlautbarung, in der noch einmal der Gang der durch Schwedens Betreiben zustande gekommenen Fühlungsnahme mit der Sowjetunion dargelegt wird, wird darauf hingewiesen, daß nach eingehender Prüfung der holländischen Bedingungen durch Regierung und Reichstag sich in Finnland keine Möglichkeiten zu Verhandlungen ergeben.

Finnische Stimmen zur Ablehnung der Sowjetbedingungen

DRS Helsinki, 24. April. Die finnische Presse nimmt ausführlich zu der Ablehnung der sowjetischen Waffenstillstandsbedingungen Stellung. „Insofundsblattet“ führt in seinem Leitartikel aus, daß das Einsehen auf die sowjetischen Bedingungen

gleichbedeutend damit wäre, daß Finnland sich selbst die Schlinge am Hals lege, die von seinem Feinde nach Belieben gezogen werden könnte. Auf diese Bedingungen habe die finnische Regierung die einzige für das letzte des finnischen Volkes mögliche Antwort erteilt, nämlich ein hares Nein. Dem finnischen Volke bleibe nunmehr nur noch die eine Möglichkeit: Einig und entschlossen den Krieg weiterzuführen, um seine nationalen Werte und seine Zukunft zu erhalten. — „Aisti Suomi“ stellt fest, es sei allen jetzt offenbar geworden, daß die neuen Bedingungen ausschließlich als wesentliche Verschärfung der ursprünglich bereits als wackelbar abgelehnten Bedingungen zu werten gewesen seien.

592 Tote in Paris

Empörung in Frankreich — Jönismus in England

DRS Paris, 24. April. Die Zahl der Todesopfer des anglo-amerikanischen Terrorangriffs auf Paris in der Nacht zum Freitag erhöhte sich ständig. Sie wurde in den späten Abendstunden des Sonntags amtlich mit 592 Toten bekanntgegeben. Mit einer weiteren Steigerung der Totenzahl ist zu rechnen. Die „Revue“ haben somit in der Woche vom 15. bis 22. April in Frankreich reiche Ernte gehalten. Welt mehr als 1500 Personen wurden getötet und über 2200 verletzt.

Die Pariser Presse berichtet mit größter Empörung über die opferreichen Angriffe. Was man früher nicht für möglich gehalten habe, die Bombardierung des Weltbildes von Paris, sei in der Nacht zum Freitag Wahrheit geworden. Die Tradition Albions entspricht auch die ignominöse Auslösung zu dem Terrorangriff auf Paris, die „News Chronicle“ von sich gibt: „Trotz äußerster Wachsamkeit“, so meint dieses Blatt, „müssen einige Bomben daneben geplatzt sein“. Diese Bomben seien jedoch als Beitrag Frankreichs zum Siege zu bewerten.

Die Kämpfe an der Ostfront

DRS Berlin, 24. April. Nach Beendigung ihrer Umgruppierungen griffen die Bolschewiken am Sonntagmorgen nördlich des Tschernaja-Flusses und der Sewernaja-Bucht im Nordosten von Sewastopol von neuem an Stärke Infanterie- und Panzerkräfte hatten sie zu mehreren Stoßtruppen zusammengefaßt. Die vorgetriebenen, von zahlreichen Schützentruppen unterstützten Durchbruchversuche schloßten am frühen Abendstand unserer tapfer kämpfenden Truppen. Grenadiere zerschlugen die feindlichen Schützen-Regimenter durch zusammengefaßtes Feuer noch vor der Hauptkampflinie. Dann gingen sie zusammen mit Panzerjägern die durchgehenden Panzer an, von denen sie 29 vernichteten und weitere sechs bewegungsunfähig schossen.

Nach dem Zusammenbruch seines ersten Angriffs führte der Feind weitere Kräfte heran. Diese im Laufe des Nachmittags stürmenden Verbände mußten aber ebenfalls noch vor den Hindernissen im Abwehrfeuer zu Boden. Nur an einer Stelle erzielten die Sowjets einen geringfügigen Einbruch, der jedoch sofort abgelehrt wurde. Die Verluste der Bolschewiken an Menschen und Waffen waren außerordentlich hoch. Am Morgen am Vormittag in und hinter der Hauptkampflinie gesprengten oder zerschossenen 34 Sowjetpanzern vernichteten unsere Truppen an den übrigen Brennpunkten noch weitere 23 Kampfwagen. Die Luftwaffe erfaßte die Heeresverbände durch Abschluß von 27 feindlichen Flugzeugen. Davon brachten die Schützentruppen 16 und die übrigen 11 unsere Jäger zum Absturz.

Wesentliche Unterstützung fanden die Grenadiere wieder bei den im Erdkampf eingesetzten Batterien der von Generalleutnant Bidert geführten Kavalleriedivision der Luftwaffe, die in den letzten 16 Tagen nicht weniger als 106 feindliche Flugzeuge und 82 Panzer vernichtete. Weitere Flugzeugverluste hatten die Bolschewiken im Seegebiet westlich von Sewastopol. Als sowjetische Bomber ein von Sicherungsjägern der Kriegsmarine geschicktes Geschütz anzugreifen versuchten, nahm die Flak die anliegenden Maschinen unter Feuer. Sie holte sechs Bomber herunter und drängte die übrigen von ihren Zielen ab, so daß die Schiffe ihre Fahrt unbeeinträchtigt fortsetzen konnten.

Am unteren Dnjepr sowie zwischen Dnjepr und

Französische Gegenmaßnahmen gegen die Algeriersteife
DRS Algier, 24. April. Der Generalkommandant für die Aufrechterhaltung der Ordnung gab bekannt, daß er gemäß Ministerratsbeschluss zum Schutze der von dem Dissidentenausschuß in Algier illegal angelegten französischen Offiziere und Soldaten in Innerfrankreich eine Anzahl Personen habe verhaften lassen, die den Anführern, Helfershelfern oder Volkstrotzern der in Algier eingeleiteten Verfolgung und ausgeprägten Verurteilung nahekommen. Weitere, noch schärfere Maßnahmen sind geplant.

Roosevelts Anbiederung bei Kanada

DRS Wigo, 24. April. Der Sprecher des kanadischen Unterhauses verlas einen Brief, den Roosevelt an Roy Abernethy, der vor kurzem in Ottawa sein Beglaubigungsschreiben als USA-Botschafter für Kanada vorlegte, geschrieben hat. Roosevelt betont in dem Brief, die instinktive Rücksichtnahme auf Kanada und die Zuneigung für Kanada und die Kanadier, die ein Jahrhundert und mehr gute Nachbarschaft bei den Amerikanern entstehen ließ. Der Präsident legt Wert darauf, zu betonen, daß die kanadisch-amerikanischen Beziehungen eine ganz einzigartige Note trügen.

Der Brief Roosevelts bringt deutlich die Absicht Washingtons zum Ausdruck, Kanada immer mehr aus dem britischen Empire herauszubringen. Dieses Bestreben findet bei den Kanadiern offenbar größtes Entgegenkommen. Dafür zeugt ein Artikel, den die englische Wochenchrift „Spectator“ dieser Tage veröffentlichte und in dem es hieß, fast jeder Engländer sei aufs tiefste betroffen, wie wenig gegenseitiges Verständnis zwischen Engländern und Kanadiern herrsche. In Kanada solle den Engländern in erster Linie das Selbständigkeitsgefühl der Kanadier auf die sich als eine völlig freie und unabhängige Nation äußere. Kanada sei sich dessen bewußt, daß es in einer künftigen Weltordnung eine führende Rolle spielen könne.

Gleichzeitig verpönte man aber in Kanada die magnetische Anziehungskraft der USA und Südamerikas. Trotzdem wolle man in Kanada die Beziehungen zu England weiter pflegen, um sich hier gewisse Vorteile ein Gegengewicht zu schaffen, das man politisch, wirtschaftlich und finanziell für wichtig ansehe.

Siretul blieb es ruhig. Der Feind führt hier immer noch Kräfte zu, deren Aufmarsch vor allem im Raum nördlich und nordwestlich von Siretul durch heftige Angriffe unserer Kampf- und Schlachtflieger gestört wurde. Die meist im Tiefflug abgeworfenen Bomben vernichteten mehrere Geschäfte, Sähpunkte und Brücken. An der Kolbowa, einem rechten Nebenfluß des Siretul, veranlaßten die Sowjets den Eintritt in ein Waldgebiet zu erzwängen. Rumänische Truppen warfen aber den Feind durch Gegenangriffe nach Osten zurück und rückten die ursprüngliche Lage wieder her.

Von größerer Bedeutung als die gegenwärtigen Kämpfe in Belarabien und in der Bukowina sind jedoch die weiteren Angriffserfolge der deutschen und ungarischen Truppen im Raum Siretul-Stanislaw. Die von Delaton aus den Körpern entlang vordringenden Ungarn erreichten die an der Grenze zwischen Galizien und der Bukowina liegende Stadt Kuzin und näherten sich nördlich davon bis auf wenige Kilometer dem Bahn- und Straßenknotenpunkt Kolo me a. Auch die von Kuzin her auf dem Südsüder des Dnjepr angreifenden deutschen Truppen kamen weiter vorwärts. Ein am Samstag angelegtes eigenes Umgehungsmanöver hatte den erwarteten Erfolg. Der Feind sah sich gezwungen, Truppen von seiner bisherigen Frontvertheidigungsstellung abzuziehen. Dies nutzten unsere Verbände sofort aus. Sie nahmen im Sturm die zuvor von der Luftwaffe heftig bombardierte Ortschaft Bortnik, den Angelpunkt des feindlichen Widerstandes, und hielten diesen Platz unter Abschluß mehrerer Panzer gegen alle feindlichen Gegenstöße.

Im hohen Norden errangen unsere am Eismeer stationierten Flieger bei Bardsch einen neuen Erfolg. Sie schossen bei der Abwehr eines holländischen Luftangriffes gegen ein deutsches Geleitzug bei nur einem eigenen Verlust 17 feindliche Flugzeuge ab. Drei weitere Sowjetbomber brachten Sicherungsjäger der Kriegsmarine durch Flaktreffer zu müßig. Die erfolgreichsten Jagdflieger des Tages waren Eisenlaubträger Major Ehrler mit 4, der Staffelführer Oberleutnant Berger mit 5 und die Oberfeldwebel Kunz und Venz mit 6 bzw. 4 Abschüssen. Die Schiffe des Geleitzuges blieben unverletzt.

Auch das ist deutsche Landschaft!

Janberreiche in der romantischen Malerei.

Von E. F. Herber.

Wenn im Film Münchhausens abenteuerliche Ballonfahrt in der beglückten Wüstenwelt endet, deren magische Stelle nur durch das rhythmische Sprudeln der geirrteten Gensirn Laut und Bewegung empfängt, weht durch den Raum ein horderes Ausatmen des Entzudens, ein spontaner Beifall die Verzauberung des Augenblicks löst. Es ist das gleiche Entzuden, das auch das Kind beweist, wenn es mit gläubigen Augen einem Märchen lauscht. Das gleiche Entzuden, das uns freis dann befallt, wenn sich die Phantasie von aller irdischen Schwere befreit und uns in ihr lustiges Reich entführt. Es ist ein Gefühl, getragen nicht nur von dem Vergnügen an der bewegten Schönheit wunderbarer Vorgänge und an der Lust zum Redulieren, bezaubert tiefer noch in der Freude an der selbstigenen Folgerichtigkeit auch der jetzigen Geschehnisse.

Wir haben uns gewöhnt, als eigentliches Reich der Phantasie, in dem sie unumschränkte Herrschaft besitzt, die Kunst zu erkennen. Da nun erweist sie sich als immenseres Erbe der nordischen und insbesondere der deutschen Kunst. Nicht von der spielenden Formphantasie ist hier die Rede, wie sie in rauhender Fülle von ornamentalen Reichtum der Volkswunderungszeit, über das tanzende Maßwerk der Götter bis in die verwickeltesten Hierate des Rokoko verschwenderisch über die deutsche Kunst ausgegossen ist, sondern von jener seitlichen Dichtung, für die das Weltall in Epdarenwelt existiert, welche die Natur bejagt und das Irreale in die Wirklichkeit hineinbezieht. Als deren sinnlichste und allbekannteste Offenbarung die deutsche Romantik um die Wende des vorigen Jahrhunderts zu gelten hat.

Was sich um 1800 in einer Epdarenform, gedanklich schon sehr unterbaut und sehr bewußt in der geistig-seitlichen Dichtung, als Romantik unserer Augen zeigt, hat um 1500 nur in einer sehr viel spontaneren Phantasie schon einmal die deutsche Kunst bewegt. Die Meister „entdecken“ nicht nur die deutsche Landschaft. Sie durchdringen diese neue Welt, die sich vor ihren Augen auftrat, bis in ihre innersten Tiefen. Sie

lauschen hinein in ihre Geheimnisse, bis sie selbst davon verzaubert sind, bis alle guten Geister und alle bösen Dämonen der Natur sich ihnen zeigen und in ihre Bilder gefangen geben. Nicht, als ob ihre Landschaften mit allegorisch-symbolischen Gestalten nun von Zwergen, Rumpfen und Riesen bevölkert wären — nichts ist von alledem vorhanden. Doch es weist in ihnen spürbar hinter jedem Baum und jedem Felsen, in jedem Bach, in jeder flackernden Wolke das Gelechte jener Holden und Unholden, die einer frühen Zeit — sehr näher dem Weienhaften der Natur als wir — in allem Lebenden lebendig waren. Ein wahrhaft zauberisches Weien geht in ihnen um, das sich gelegentlich zum Spukhaften steigert. Wälder sind wie ein wogendes grünes Meer, in dem als Inseln Gebäude und Felsen ragen, und Bäume werden zu faupigen Riesen, die drauend diese Welt bewachen. Fremd und vertraut zugleich ist die heimatische Landschaft. Und auch die lokalisierten Ansichten, die man noch heute nach ihren charakteristischen Einzelheiten bestimmen kann: sie beugen sich dem Gesetzen der inneren Schau; so reich ist die Fülle der Besichte, so groß die Lust zum Redulieren. Hier ist nicht Segend zur gefälligen Bewunderung vor uns hingebreitet, hier ist ein urchimliches Stück Natur, vom phantasiebegnadeten Auge des Künstlers gefehen, von seiner Hand aus Licht und Farbe neu erschaffen. Der Wald, Ur-Wald in dieses Wortes ernstester Bedeutung, es ist der Rauberwald des deutschen Märchens, schauerhaft und wunderbar zugleich. Seine Bäume: sagenhafte Urwekrichen, von inneren Gewalten verkrüppelt, verbogen und zertrübt. Darüber Sonnen, die in tanzenen Wirbeln kreisen und Sonnenuntergänge von lober Pracht, die alle Himmel öffnen. Zahlige Felsen stözen in einen grünen Himmel, und alles Menschenwerk, ob Schloß, ob Hütte, scheint klein und zerbrechlich vor der Allgewalt entfesselter Naturdämonen.

Doch es klingen auch zartere Töne. Weiße Wiesen breiten sich, umgrenzt von sanfteren Hügel, hille Bäume stehen verträumt an verpönnenen Wegen. Alle guten und holden Kräfte sind am Werke, und süßer Frieden ist ausgebreitet über alle Kreatur. Hier ist ein Vorklang der „Romantik“ um drei Jahrhunderte. Doch ist hier alles unberührt, feuchter und „natürlicher“, so sehr gerade die hille Landschaften der Donauschule das Reich der phantasiegeborener Schöpfung tragen, jene „Naturgesichtigkeit“, die hinter dem Schein das Weien findet. Selten ist über deutsche Lande Gotzartiertes und

Jungeres ausgelagt worden als in diesen Landschaften der Phantasie, die zwar nicht das Spiegelgetreue, doch das durch ledte Sinnbild der Natur sind.

Wenn es scheinen möchte, als seien diese Landschaftsbilder der Phantasie erst das Ergebnis der Romantik, dann ist das nur richtig, soweit es das Thema betrifft, die Landschaft allein als Bildnisbild, nicht aber wo es um die weite Dichtung geht. Das Lauschen nach dem Ueberirdischen, das Bereinholen des Irrealen in die irdischen Dinge, das ist ein merkwürdiges Merkmal der deutschen Kunst, das im Verlauf der Jahrhunderte mehr oder weniger betont, doch immer vorhanden ist. Die phantastischen Visionen des Urchristentums, die Klammereital des Wollsteil im Pombberger Dom, Michael Pachers goldglänzender Wolfgangsanstalt und des Nienheimer Berg des Matthis Gouthardt Reithardt geboren hierzu.

Landschaft erblickt im Nienheimer Altar als orchestrale Beleitung der Gestalten. Im Geburtsbild in traumlicher Schöpfung: in uester Ruhe und mildem Frieden in der Begegnung der Einsiedler. Dort streben die Felsen, eine phantastische Stabsburg, in den sich öffnenden Himmel, in welchem Gottvater über seinen Engelschören thront. Hier hat die Wüste, in der nach der Legende, sich die heiligen Eremiten treffen, sich wandelt in eine heimatische Felsenlandschaft mit bewaldeten Bäumen, mit Wald und Weie und heimlichem Geier. Das mitten darin die Palme steht, die zu der Erzählung gehört, wir nehmen es eben so gläubig hin, wie das Wunder selbst, wovon uns hier berichtet wird. Landschaften der Phantasie sind auch diese. Sinnbildträger des Sehens, das sie begleiten. Und doch nicht fremd, doch ganz heimatisch vertraut, weil in ihnen Seele von unserer Seele lebt.

Als sich die deutsche Seele hier zuerst die Natur für ihre Kunst entdeckt, wird sie zugleich zu großartigsten Landschaftsträumen, zu optischen Visionen eines weltdurchdringenden Gefühls. Bon nun an bleibt die erdichtete Landschaft ein unablässiger Teil der Malerei.

Die Gegensätze zwischen Peter und Titu haben sich verschärfert, melde der Londoner Korrespondent von „Socnetta Dagbladet“. Der Konflikt dröhte sich um das Gold der ehemaligen jugoslawische Staatsbank und andere jugoslawische Auslandsguthaben.

Das letzte Bataillon

Bericht über eine Abzögebewegung / Von Kriegsberichterstatter Jürgen Dörner, VR.

Der Abzögebefehl war nun doch gekommen. Eigentlich hatten die Grenadiere damit gerechnet, daß sie in dieser Stellung längere Zeit bleiben würden. Hinter ihnen lagen die Kämpfe vor dem Brückenkopf Nikolajew in Schlamm und Dreck, der zweiwöchige Marsch in rasendem Schneesturm hierher an den Uman, nordwestwärts von Odesa. Hier hatten sie zum erstenmal bei ungezügelter Regen und Nächten wieder einmal feste Häuser gehabt, in denen immerhin ein Teil der Kompanien eine gedehnte Unterkunft gefunden hatte. Hier hatten sie die Stiefel endlich einmal trocken bekommen und von den durchnässten und keif gefrorenen Tornanzügen den verkrusteten Dreck abschlagen und abbrechen können.

Nun kam der neue Abzögebefehl. Draußen tobte ein heftiger Schneesturm, der über den aufgeweichten, morastigen Boden eine verhängnisvolle Decke von dünnem Schnee legte, durch die man bei jedem Schritt bis an die Waden eintauchte. Das Wetter nahm den Grenadiere im Graben jede Sicht über mehr als 20 Meter. So mußten sie alle heraus aus den Löchern und Bunkern. Bei diesem Wetter pflegten die Volkswesten mit Vorliebe zu tunen.

Als die Stunde des Abziehens heran war, hatte es aufgehört zu schneien. Es kühlte nur noch, und die Sicht war frei wie an schönen Tagen. Das erschwerte das Abziehen, das bei Tage durchgeführt werden mußte. Im Grunde wußten die Grenadiere nur wenig von der großen Lage. Sie wußten, was sie vor sich sahen und was sie dem Wehrmachtbefehl entnahmen. So konnten sie auch nicht wissen, daß diese Stellung am Uman von der Führung nur als Übergang vorgezogen war, nur als eine Station des gesamten Abziehens zwischen Bug und Dniepr.

Etwa nach dem anderen erhoben sie sich am Nachmittag aus ihren Löchern und Gräben, verschwand nach hinten in eine weite, schlammige Fläche, in der sich das Bataillon sammelte. Sie waren die letzten. Die Bataillone rechts und links von ihnen hatten sich schon vor Stunden abgesetzt und waren längst auf dem Marsch, ebenso die Artillerie. So vorsichtig wurde das Herauströpseln durchgeführt, daß die Volkswesten nichts bemerkten, obwohl man sich so nah gegenüber lag, daß man sich gegenseitig ohne Glas in die Stellungen sehen konnte.

Zwar schloß der Gegner etwas mehr als sonst. Aber das war wohl nur die Antwort auf den letzten großen Feuerbeschlag, mit dem die Hauptkräfte unserer Artillerie sich verabschiedet hatten. Die große Frage war nun, würde der Gegner das Abziehen erkennen und schnell nachstoßen? Das Bataillon sammelte sich. In langer Marschkolonne zog es in den finsternen Abend hinein, den immer noch tosenden Sturm im Gesicht, daß die Haut schmerzte und die Lippen aufsprangen. Rechts von ihnen war bereits der Feind und links nichts. Die eigenen Truppen waren schon fort, und ob die Volkswesten dort nicht vielleicht auch schon marschierten, wußten sie nicht. Kurz hinter sich ließen sie einen dünnen Schleier von Nachtruppen, von einigen Grenadiergruppen, die den Rückmarsch des Bataillons decken sollten.

So marschierte das Bataillon, das letzte, das sich vom Feinde löste, marschierte über rund 30 Kilometer in eine neue Hauptkampflinie. Der Boden war nun hart gefroren. Die tiefen Schlammgruben der Wege, der Sturzflügel, über die sie hinweg mußten, waren feinstaubig, so daß jeder Schritt Schmerz und der müde Fuß sich abkühlte in eine Schneeweiche hinein, oder daneben trat in eine Wasserpfütze, die nur mit dünnem Eis überzogen war, daß die Grenadiere bis zu den Knien eintauchten und ihnen Schlamm und Wasser von oben in die Stiefel ließen, sie durchwässern und doch wieder in der störrischen Kälte des Sturmes sofort gefrierend.

Die marschierten mit den schmerzenden Füßen, indes auf den Schultern die Waffen drückten und das schwere Koppel mit Patronen, Brotbeutel, Gasmaske, Zeltbahn, Feldflasche, Seltensalz und Spaten die Hüften wundrieh, durch den dicken Tornanzug hindurch. Sie kamen bald ins Schwitzen. Wenn es aber einen kurzen Halt gab, pfiff der eisige Wind um sie und ließ sie zittern bis ins Mark.

Nachmittags hatten sie sich abgesetzt, marschierten die ganze Nacht hindurch, und als es Tag wurde, lagen immer noch 12 Kilometer vor ihnen. Jede und leer lag die Landschaft, kilometerweit ohne Haus oder Baum. Nur abgeerntete Wälder und Sturzflügel begleiteten ihren Weg.

Am Vormittag langten sie in ihren neuen Stellungen an. Sie waren auf freiem Feld. — keine Schützengraben und MG-Schände, keine Bunker, keine Häuser. Hier richteten sie sich zur Verteidigung ein, schürften den Kaffee, den ihnen die Feldküche brachte, und verschlangen das warme Essen. Der Schlaf wollte sie übermannen, aber erst mußte noch geschätzt und Munition befragt werden. Meider überbrachten Stellungsführer, Panzer legten Drähte und machten Leitungsproben. Im Schlaf war nicht zu denken. Wo er dennoch mit Übermüde den Grenadier übermannen, war er schnell wieder vertriehen.

So verging der Tag. Der Abend brachte einen neuen Marschbefehl. Aber der Boden war nicht mehr gefroren. Mittags hatte die Sonne alles wieder aufgeweicht und in glitschigen Morast verwandelt, daß man für einen Kilometer fast eine Stunde rechnen konnte. Der Gegner war nun dicht heran. Die Nachtruppen, die wieder zum Bataillon geschlossen waren, berichteten, daß die Volkswesten noch lange auf die längst geräumten Stellungen geschossen hatten mit Artillerie, Pat, Granatwerfern und Maschinengewehren. Sie hatten sich ins Häufchen gelacht und waren zur befohlenen Stunde dem Bataillon nachgezogen.

Wieder marschierte das Bataillon durch die Nacht. Die wievielte war es nun schon? Es marschierte, — marschierte durch Schlamm und Dreck, durch Wasserpfützen und bittere Kälte, Schritt für Schritt, Kilometer um Kilometer, eine endlos erscheinende Straße. Am anderen Tage um die Mittagsstunde hatten sie das Marschziel erreicht. Hier war nicht mehr Hauptkampflinie. Hier waren einige Häuser, hier war Stroh, und hier waren Feldflügel. Bis zum Abend durften sie schlafen. Aber es war kein schöner Schlaf in den durchnässten Klamotten, den feuchten Stiefeln und Strümpfen. Dennoch schliefen sie, schrieben mehr auch einen Brief nach Hause, in dem von diesen Dingen nichts stand.

Am Abend erschienen Lastwagen und Omnibusse, die die

Grenadiere befrachten und mit denen sie in ihren neuen Einsatzraum führen, soweit die Straße es zuließ. Ah, was das ein Glücksgefühl, einmal nicht marschieren zu müssen, einmal wieder fahren zu können. Der Divisionskommandeur hatte zudem Kartentenderware ausgeben lassen. Gut gegessen hatten sie aus, so sah die Welt schon wieder anders aus. Trotzdem schliefen sie auf den Wagen schnell wieder zu einem kurzen Schlaf ein. Dann wurden sie ausgeladen und marschierten wieder, bezogen eine neue Vereinstellung zu einem Gegenangriff auf ein größeres Dorf nordwestlich Odesa, das die Volkswesten am Tage zuvor genommen hatten. In kräftigem Regen trafen sie am Morgen über die schlammige Ebene zum Angriff an und nahmen dennoch das Dorf gegen den verbliebenen Widerstand der Volkswesten. Was gab es anderes für sie?

Der NW-Bericht gab ihrer mit wenigen Worten von einem erfolgreichen Gegenangriff nördlich Odesa Erwähnung. Was diesem Gegenangriff an Strapazen und Märchen vorausgegangen war, konnte er nicht sagen. Aber so sind unsere Grenadiere, die hier zwischen Bug und Dniepr bei Odesa und anderswo im Kampfe stehen. Das letzte Bataillon, das sich vom Feinde löste, — das erste, das ihn wieder wirft, wo er eingebrachen ist.

Zur Einnahme von Paletwa

DNB Schonen, 24. April Wie Domei meldet, gelangte mit der Einnahme des wichtigen feindlichen Stützpunktes im Kala-bantal, Paletwa, die Vernichtungsschlacht der japanischen Truppen gegen die britischen Divisionen, die wirkungslos Manöver unternahmen, um den japanischen Vormarsch nach Imphal aufzuhalten, in ihr Endstadium. Mit dem Einsatz der britischen 7. und 8. Division in diesem Kampfraum verlor der Feind seit einiger Zeit, einen wichtigen Vorposten für die Wiedereinnahme Burmas zu schaffen. Die japanischen Einheiten rieben aber die britisch-indische 7. Division auf und erschlugen die 8. Division. Mit der Einnahme von Paletwa sei nunmehr das Schicksal dieser beiden Divisionen sowie auch der 26. Division endgültig besiegelt; die restlichen Truppen beschränkten sich jetzt auf Guerilla-Tätigkeit in der Nähe der Kratanstrom und des Ranungebirges.

Neues vom Tage

Neue Ritterkreuzträger des Heeres

DNB Wehrmacht, 23. April. Der Führer verlieh das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an: Oberst Karl Renner aus Wien, Kommandeur eines Infanteriebataillons; Major Josef Egon Peterhansel aus Neuburg. Letzter Kommandeur in einem brandenburg. Grenadier-Regt.; Hauptmann Werner Grobde aus Köllsdorf, Abteilungscommandeur in einem Artillerie-Regt.; Oberleutnant Karl-Erich Berg aus Bonn, Batteriechef in einer Sturmgeschütz-Abteilung; Leutnant Fritz Mann in Chemnitz, Führer in einem Grenadier-Regiment; Oberfeldwebel Friedrich Schneider aus Ferrel b. Bonn; Unteroffizier Heinrich Meier aus Essen, Gruppenführer in einem Infanterie-Regiment.

„Der Londoner Hafen hat viel von seinem früheren Wert verloren“

Genf, 24. April. Die englische Schiffszeitung „Fair Play“ schreibt, daß der Londoner Hafen infolge der schweren deutschen Luftangriffe viel von seinem früheren Wert verloren habe. Schon 1940/41 sei man gezwungen gewesen, den größten Teil des Schiffsverkehrs über andere Häfen zu leiten, obwohl es an der englischen Westküste keinen für den großen Schiffsverkehr geeigneten Hafen gebe. Diese Verlagerung habe gleichzeitig eine Umstellung der Londoner Hafenarbeiter und den Abtransport von Hafeninstallationen nötig gemacht. Infolgedessen seien große Lücken im Londoner Hafengebiet entstanden. Es werde noch lange dauern, bis der Londoner Hafen seinen alten guten Namen wieder zurückgewinne.

Schweizer Dampfer von englischen Fliegern angegriffen

DNB Bern, 23. April. Nachdem erst vor wenigen Tagen nördlich der Schweiz ein britischer Flugzeuge den Untergang des im Dienst des Internationalen Roten Kreuzes fahrenden schwedischen Schiffes „Embla“ verursacht haben und noch am gleichen Tage der spanische Dampfer „Sole Blanca“ ebenfalls von britischen Flugzeugen versenkt wurde, griffen am 22. April nachmittags westlich der Rhodeneründung 12 Flugzeuge vom Typ „Beaufighter“ den Schweizer Dampfer „Chaffarai“ mehr

mals mit Bomben und Bordwaffen an. Das Schiff wurde von zwei Bomben getroffen und erlitt außerdem Schaden durch Verbrennung. Die Wölfe, aus Schweizern und Portugiesen bestehende Besatzung hatte einen Toten und fünf Verletzte.

Im Verlauf der Rettungsaktionen, an denen sich auch ein deutsches Fernflugzeug beteiligte, verließ die Besatzung unter Mitnahme der Toten und Verwundeten das Schiff. Trotzdem setzten kleine Fahrzeuge der deutschen Kriegsmarine, die zur Hilfeleistung herbeigekommen waren, die Rettungsmaßnahmen fort. Es gelang ihnen, das Schiff vor dem Untergang zu bewahren und in den Hafen Seite einzuschleppen.

Juden sollen auch kämpfen

Englische Abgeordnete haben einen Lichtblick
DNB Stockholm, 21. April. Wie Reuters meldet, haben mehr als 50 Parlamentsmitglieder aller Parteien einen Antrag unterzeichnet, der im Unterhaus eingebracht werden soll, in dem gefordert wird, Möglichkeiten zur Bildung einer jüdischen Armee unter dem Kommando Großbritanniens oder der Vereinigten Staaten zu schaffen, damit diese auf irgend einem Schlachtfeld nach Bedarf kämpfen kann. Diese jüdische Armee könnte aus aus Freiwilligen zusammengesetzt sein, z. B. aus staatenlosen Emigranten und Juden aus Palästina.

Selbst diese englischen Parlamentsmitglieder schienen sich nunmehr zu der Überzeugung durchgerungen zu haben, daß die Juden, die mit allen Mitteln zu diesem neuen Weltkrieg beizutreten, sich nun nicht mit dem streitenden Geschlechtsnamen begnügen sollen. Wenn sie jetzt in ihrem Antrag mit Recht meinen, daß die Juden einmal selbst ihr Blutopfer bringen müßten, so werden sie allerdings mit hundertprozentiger Gewißheit dabei eine Entschädigung erleben. Der Antrag wird nämlich von den Strohputzen der Juden unterstützt — den Affen gefest werden.

Neuer Generalstabschef in Ungarn. Der Reichsverweser hat zum Chef des ungarischen Honvedgeneralstabes den Befehlshaber des Stuhlweissenburger 2. Armeekorps, Viktor Eöten Johann von Bérös, ernannt. Der bisherige Generalstabschef, Generaloberst Viktor Franz Szombathelyi, wurde auf eigenen Wunsch von seinem bisherigen Amt entbunden.

Andrea entscheidet sich

Roman von Erna Margaretha Anders

Urbauer-Rechtsanwalt; Mitteldeutsche Roman-Korrespondenz, Leipzig O 1

26. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Denn Dieter hatte ihr, wenn auch ein wenig spöttisch, wie es seine Art war, versprochen, sie bei einem nächsten Urlaub aufzusuchen und sich in irgendeiner Stadt, ohne das geringste Aufsehen zu erregen, mit ihr trauen zu lassen. Er hatte ja jede laute Festlichkeit, weil er sie bis zum Überdruß genossen hatte, wie er, der jahrelang verwöhnte Liebling der eleganten Berliner Frauen, sich mehr und mehr von jeder Geselligkeit zurückzog und nur noch beißende Ironie für dieses Leben und Treiben übrig hatte.

Um Andrea aber für ihre stille und heimliche Hochzeit zu entschädigen, würden sie nach der Trauung in einem feierlichen kleinen Orte schöne Ferientage erleben.

Was würden das für herrliche Tage werden, dachte Andrea beglückt!

Und was wohl Tante Jutta und alle ihre Bekannten und — selbst Holm dazu sagten, wenn sie nun doch „Frau Sturm“ würde? Nur Marias war so halb eingeweicht; für alle anderen sollte es eine große Überraschung werden.

Ob Holm sie in Zukunft wohl sehr entbehren würde? Eigentlich war sie dieses halbe Jahr doch recht gern in Schwarzwald gewesen, und würde, wenn sie erst wieder ganz in Berlin lebte, noch oft an diese friedliche Zeit zurückdenken.

Weshalb Dieter ihr nur bislang noch nicht einen einzigen Gruß gefandt hatte? Lag er noch im Lazarett? Hatte sich seine Verwundung gar verschlimmert? Oder machte er schon wieder Dienst?

Nun war sie schon seit vierzehn Tagen wieder in Schwarzwald und hatte ihm schon drei lange, herzliche Briefe geschrieben, ohne jedoch eine Antwort darauf zu erhalten.

Morgen mußte nun ganz bestimmt ein Brief von ihm kommen . . .

Aber ein neuer Tag kam und verging, ohne ihr einen Gruß von seiner Hand zu bringen; es kam nichts, auch nicht am folgenden und übernächsten Tag . . .

Und ganz allmählich, und ohne daß sie es verhindern konnte, wuchs mit der täglich größer und schmerzlicher werdenden Enttäuschung und Sorge ein heimlicher Argwohn in ihr: Reut ihn sein Versprechen? Warum schweigt er so ganz? . . .

Am heißen Tage und während der vielen Arbeit fand sie wohl die Kraft, diesen Gedanken beiseite zu schieben, als ihrer und seiner einfach unwürdig . . .

Bis sie eines Morgens beim Aufstehen, von einem plötzlichen Schwindel ergriffen, auf dem Bettrand zurückfiel und minutenlang hilflos mit geschlossenen Augen dalag . . .

Als sie dann wieder zu sich kam und sich nur mühsam auf den Füßen halten konnte, erschraf sie aufs neue vor dem Bilde, das der Spiegel zurückgab . . .

Denn das war das Bild einer ganz veränderten Andrea: Wie bleich sie war! Noch nie hatte sie so tiefdunkle Schattenringe um die Augen gehabt — sie war doch nicht krank!

Was war denn nur mit ihr?

Obwohl es draußen richtig nachkalt war, öffnete sie unbedenklich weit die Balkontür und atmete die kühle Luft ein. Jetzt verlor sich das Schwindelgefühl, und häßlich klebete sich Andrea an, um rechtzeitig zum Frühstück fertig zu sein.

Aber mitten in eine Frage hinein, die Holm während des Kaffees an sie richtete, lehrte das Schwindelgefühl wieder und noch stärker als vorher: Alles um sie her geriet in einen rasenden Wirbel und ihr war so elend, daß sie sich plötzlich willenlos geworden, von Marie hinausführen ließ. Sie kamen gerade noch bis zur Küche, wo Andrea sich erbrechen mußte . . .

Marie wich nicht einen Augenblick lang von Andreas

Seite und brachte sie mit liebevollem Jureden dazu, daß Andrea in ihr Zimmer ging, wo Marie ihr beim Auskleiden behilflich war.

„Sie hün schon all die Tag gar so schlecht ausgeseht, Fräulein Reut“, sagte sie treuerherzig und besorgt, „da hab ich mir denkt, 's wird a leichte Gripp' sein, die in Ihre Reut, und die kureren wir rasch fort. Woju Sie mer denn all die Tablette und so Zeug im Haus? Sie brauche sich net zu sorgen! Nun wird erkmal leicht a'schlaf!“

Wie eine Mutter ihr Kind umsorgt, schüttelte sie Andrea die Rippen auf und klopfte ihr die Bettdecke fest. Dann ließ sie nach unten, füllte eine kupferne Wärmflasche und legte sie an Andreas eiskalte Füße.

Als sie dann sah, daß Andreas Augen sich schon geschlossen hatten, schlich die gute Seele auf Zehenspitzen aus dem Zimmer und klinkte die Tür ganz leise zu.

Doch als Andrea an wohlbekannten Geräuschen hörte, daß Marie in ihrem Küchenbereich hantierte, öffnete sie die Augen, aus denen Tränen aber unanständig die Tränen drängten und über ihre blassen Wangen tropften . . .

Durch ihr Studium und ihren Beruf mit allen natürlichen Vorgängen des menschlichen Körpers genau vertraut, wußte Andrea, wie es um sie stand, und über ihre Lippen kamen die Worte, die Bitte, Flehen und Vertrauen zugleich waren:

„Dieter! Wo bist du? Nun darfst du mich nicht verlassen . . . Und alles kann und wird ja noch gut werden.“

Allmählich wurde Andrea ruhiger, und ihre Tränen versiegten.

Hatte sie sich, so oft sie in der letzten Zeit von ihrer gemeinsamen Zukunft mit Dieter dachte, nicht gewünscht, Kinder zu haben? Ein paar feste, übermütige und gesunde Baben, die ihm, Dieter, gleichen mußten, und dazu ein blondes launtes Mädchen . . . Nun war es soweit, daß das Schicksal ihr auch diesen Wunsch erfüllte — wie durfte sie also jetzt kleinmütig sein?

Fortsetzung folgt.



